

**Musik** Die erste Biografie des Dirigenten Carlos Kleiber ist akribisch recherchiert, aber unkritisch

# Der Maestro bleibt unfassbar

**Alexander Werner: Carlos Kleiber.**

Eine Biografie. Schott Music, Mainz 2008, 589 Seiten, Fr. 50.90.

Von Corinne Holtz

Carlos Kleiber war 26 Jahre alt und ein noch nicht ganz erwachsener Sohn. Mit der Mutter im Schlepptau kam er auf die Probe und soll immer die gleichen Hosen mit «zehn Zentimetern Hochwasser» getragen haben. Damals schlug er sich als Korrepetitor, der am Klavier mit andern Gesangspartien einübt, durch und wurde stets daran erinnert, der Sohn des charismatischen Dirigenten Erich Kleiber zu sein. Seit 1956 hatte er das Glück, an der Deutschen Oper am Rhein seine Sporen abzuverdienen. Und er war Mitglied des couragierten Produktionsteams in Düsseldorf. Kleiber fiel als Korrepetitor auf, weil er fehlerhaft Klavier spielte und dennoch die Sänger unerbittlich wiederholen liess.

Der Literaturwissenschaftler Alexander Werner legt die erste Biografie Carlos Kleibers vor und bewundert offensichtlich die Lebensleistung von Sohn und Vater. In den siebziger Jahren hat er für den medienscheuen Sohn Feuer gefangen. Es begann mit Webers «Freischütz», einer der wenigen Aufnahmen jenes Dirigenten, der gewissermassen als Antidirigent in die Geschichte eingegangen ist, und mündete in die Spurensuche nach einem Künstler, der sich dem Musikbetrieb auf eigensinnige Weise widersetzte und gerade dadurch

der Legendenbildung Vorschub leistete. Der Autor hat akribisch recherchiert, wesentliche Zeitzeugen befragt und keine Mühe gescheut, den chronologisch erzählten Lebenslauf mit aufschlussreichen Details anzureichern. So erfährt man beispielsweise, dass das Schweizer Radio in Bern Aufnahmen löschte, die Kleiber mit dem Sänger und Freund Paul Späni in den fünfziger Jahren gemacht hatte; dass Kleiber an keinem anderen Wirkungsort so «divergent» wahrgenommen wurde wie in Zürich. 1964 debütierte er am Opernhaus mit Johann Strauss' Operette «Wiener Blut» und erntete das überschäumende Lob der Presse. Die Feinzeichnung hatte einen Präzisionsgrad erreicht, der ansonsten nur der Oper vorbehalten war.

Anders das Echo aus dem Orchestergraben. Einige Musiker hielten Kleiber für ein «Genie», andere für einen «Bluffer»; allesamt wunderten sie sich über sein punktgenau bezeichnetes Notenmaterial. Die Kontrolle über das kleinste Detail dürfte den Kern des Perfektionisten offenbaren, der sich unter Schmerzen von seinem Vater emanzipierte.

Der Autor kümmert sich wenig um die Tücken biografischen Schreibens und mehr um die möglichst lückenlose Darstellung von Kleibers Stationen. Kleiber soll nur einmal im Leben einen Vertrag formell unterzeichnet haben. Seine Bindung an die Staatsoper Stuttgart im Jahr 1965 galt als «Blankvertrag», und die damals hohe Summe von



LUDWIG SCHIRMER/ZOSTREUZ

**Genie oder Bluffer?**  
**Carlos Kleiber**  
**dirigiert in der**  
**Philharmonie Berlin.**

3000 Mark Monatsgehalt war aussergewöhnlich. Dennoch, so Werner, «zitterte seine Hand derart vor Aufregung, dass er den Stift kaum halten konnte».

Carlos Kleiber selbst jedoch bleibt unfassbar. Im Buch spricht er fast ausschliesslich durch Dritte, das Anekdotische überwiegt, und die Einordnung in die Interpretationsgeschichte fehlt. Auf Selbstzeugnisse wie Tagebücher, Korrespondenz und Partituren konnte der Biograf nicht zurückgreifen. Wie so oft wollen die Erben dem Wunsch des Verstorbenen Rechnung tragen, «biografische Bemühungen Dritter nicht zu unterstützen». Das Familienarchiv ist darum unter Verschluss, und die Schwester Veronika Kleiber hat lediglich Interviews gewährt. Welche Dokumente sich in den politischen Archiven aus der Zeit vor und nach 1945 finden liessen, erfährt die Leserin nicht, dafür wird oft aus der Erich-Kleiber-Biografie von John Russell aus dem Jahr 1958 zitiert.

Der Verfasser wird ungewollt zum Hagiografen, seine Leserschaft zum Fanclub degradiert. Carlos Kleibers kritische Biografie gilt es erst noch zu schreiben, nämlich dann, wenn die Archive offen sind. ●

